

Felix Speiser (1880-1949) : ein Ethnologe schreibt seiner Tochter

Objekttyp: **Chapter**

Zeitschrift: **Neujahrsblatt / Gesellschaft für das Gute und Gemeinnützige Basel**

Band (Jahr): **192 (2013)**

PDF erstellt am: **24.06.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Felix Speiser (1880–1949)

Ein Ethnologe schreibt seiner Tochter

Felix Speiser gehört zusammen mit Paul und Fritz Sarasin, Alfred Bühler und Paul Wirz zu den Grossen der Basler ethnologischen Forschung. Wir nähern uns diesem ausserordentlichen Forscher nicht über ein wissenschaftliches Werk, sondern über einen Brief, den Speiser aus dem Dschungel an seine Tochter richtete. Der heutige Leser freut sich einerseits an der farbigen Schilderung des Dschungellebens, andererseits zuckt er regelrecht zusammen, wenn mehrfach von «faulen Eingeborenen» die Rede ist. Wir haben das Alter der Speiser-Tochter nicht eruieren können; aber auch wenn der grosse Forscher diese nicht sehr schmeichelhafte Aussage gewissermassen aus pädagogischer Absicht gemacht haben sollte – Annäherung an die Vorstellungswelt einer Minderjährigen –, erstaunt es doch, sie aus dem Mund eines Ethnologen zu vernehmen.

Speisers Reisen

«Wenn einer eine Reise tut, dann kann er was erzählen.» Ja, erzählen konnte der Basler Ethnologe Felix Speiser. Da gibt es beispielsweise das einige Kapitel aus dem Reisebericht «Südsee, Urwald und Kannibalen» zusammenfassende und für die Jugend geschriebene Bändchen «Bei den Kannibalen».¹ Und da gibt es ferner die ebenso geheimnisvoll lockende und nach Brasilien führende Schilderung «Im Dürer des brasilianischen Urwalds». Wie Speiser im Vorwort seines mehr als 300 Seiten umfassenden Reiseberichts schreibt, will er «dem Leser ein möglichst getreues Bild seiner Erlebnisse bieten und verschmäht es nicht, neben dem Grossen auch die kleinen Freuden und Leiden des Tages zu schildern, eben, weil auch diese nicht unwesentlich die Stimmung des Reisenden beeinflussen und dadurch die Eindrücke mitbestimmen, die täglich und stündlich an ihn herantreten. Er beabsichtigt keineswegs die Strapazen hervorzuheben, die er überstanden hat, er möchte aber erreichen, dass die Leistungen wirklich grosser Reisender ihrer Bedeutung entsprechend eingeschätzt werden. [...] Es schien dem Verfasser, dass in den Reiseberichten dieser Pioniere, so wunderbar sie auch sein mögen, die kleinen Beschwerden aus natürlicher Bescheidenheit, vielleicht auch weil sie in keinem Verhältnis zu den anderen Leistungen stehen, meist sehr kurz abgetan werden, so dass vom Leser die eiserne Energie und der unbeugsame Idealismus dieser grossen Männer nicht in ihrem vollen Masse eingeschätzt werden können. [...] und wenn er durch den vorliegenden Versuch, eine Reise im Amazonengebiet zu schildern, wie sie wirklich ist, etwas zu einer gerechteren Würdigung jener Pionierreisen beitragen kann, so wird dadurch nicht der letzte Zweck seiner Reisebeschreibung erreicht sein.»²

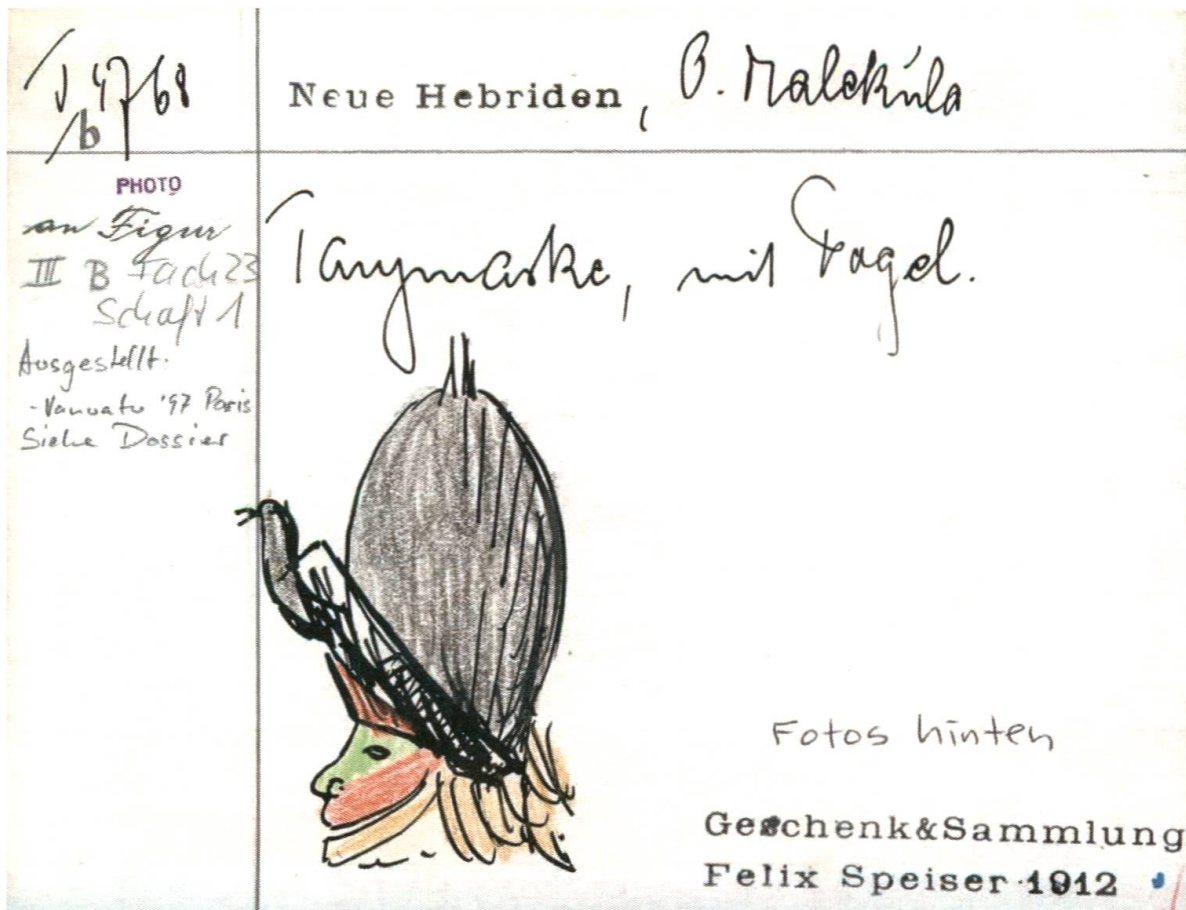
Erinnern wir uns daran, dass in den 1920er Jahren die optische Erfassung und Durchdringung von Welt und Leben noch weit weniger fortgeschritten war als heute; noch gab es kein Fernsehen und keine Digitalkameras, dafür hatte das geschriebene Wort mehr Gewicht.

Der Urwaldbrief an Speisers Tochter

Unzählige lockende Passagen dieses Urwaldbuches wären es wert, auszugsweise wiedergegeben zu werden. Wir verzichten zugunsten eines Briefes, den Speiser von einer ebenso spannenden Forschungsfahrt ins Gebiet des Sepik auf Neu-Guinea seiner Tochter nach Basel geschickt hat. Wunderbar, wie es der Ethnologe versteht, seine Beobachtungen und Gefühle in Worte zu fassen, die auch einem Kind ein lebensnahes Bild dieser so fernen Kultur vermitteln.

«Mamalomino, 26. August 1930

[...] Hier ist es kein richtiges Wetter für die Weihnacht, denn das weisst Du ja wohl schon, dass es hier keinen Schnee gibt, sondern dass es hier das ganze Jahr durch fast gleich warm ist – nicht schrecklich warm, aber doch so, dass man fast immer in leichten Kleidern sein kann und es nie wirklich kalt wird. Da können eben die Pflanzen das ganze Jahr durch im Freien sein, und sie verlieren nie ihre Blätter und sind immer grün, und so sieht die Gegend immer gleich aus, was ein wenig langweilig ist auf die Dauer. Da wachsen auch die Pflanzen sehr schnell und gut. Und jetzt wohnen wir in einem Hause, welches die Schwarzen gebaut haben, das zwar sehr schön ist, aber die Hauspfosten fangen an auszuschlagen, und wenn wir noch länger bleiben würden, würden wir vielleicht bald in einer richtigen Laubhütte wohnen, was doch lustig wäre! Und vielleicht würden die Vögel ihre Nester im Hause selbst bauen! Aber das werden sie doch nicht tun; denn hier gibt es nicht sehr viele Vögel. Vor allem keine, welche so schön singen können wie die Vögel in Basel. Da gibt es keine Amseln und Stare und Meisen und Finken, aber dafür viele wilde Tauben, die jedoch nur unheimlich und klagend schreien, so wie wenn man in die gefalteten Hände hinein bläst. Das machen die Leute hier auch, wenn sie auf der Jagd sind und eine Taube herbeilocken wollen. Denn man isst hier die Tauben, und jeden Tag muss einer unserer Schwarzen am Morgen ausgehen mit einem Gewehr, und schon nach kurzer Zeit kommt er mit drei bis vier geschossenen Tauben heim. Aus diesen macht man herrliche Suppen, und die Taubenbrüste geben auch einen guten Braten, oder auch gekochtes Fleisch, das dann wie zartes Rindfleisch schmeckt. So essen wir denn viele Tauben. Daneben essen wir jetzt viel gute Nüsse, welche gerade jetzt zeitig sind. Sie haben aber eine sehr harte Schale, und man muss einen schweren Hammer nehmen, um sie aufzuklopfen auf einem grossen Steine, und das tun unsere Schwarzen nicht gerne, denn sie sind ein wenig faul. Dafür bringen uns aber die kleinen Buben, wenn sie gerne Zündhölzer oder Tabak haben möchten, die aufgeschlagenen Nüsse, und wir bezahlen sie ihnen; und sie freuen sich dann sehr, dass sie schon selbst wirklich etwas haben verdienen können. Das sind aber nur die Knaben. Die kleinen Mädchen dürfen nicht so frei herum spazieren, sondern müssen bei ihrer Mama im Dorfe bleiben, oder sie dürfen auch ein wenig aufs Feld gehen, wo sie der Mutter dann helfen sollen. Sie dürfen auch nicht auf den gleichen Wegen spazieren wie die Männer, sondern sie haben besondere kleine Wege, welche vom Dorf direkt auf die Felder führen, so dass sie fast gar keinen Mann zu sehen bekommen, ausser im Dorfe selbst. Das sind doch seltsame Sitten. Da habt ihr es doch viel besser! Aber dafür müsst ihr in die Schule gehen und etwas Rechtes lernen, während hier die



«Tanzmaske, mit Vogel», eine der für Felix Speiser typischen Inventarkarten mit Objektzeichnung.

Kinder nicht in die Schule gehen: sie sind bei den Eltern und lernen so von selbst, was sie später brauchen, pflanzen und kochen und Häuser bauen und Taschen flechten und was es sonst noch so gibt. Das können sie dann aber ausgezeichnet, und wenn ein Kind so was nicht lernen will, dann ist es gerade so eine Schande, wie wenn ihr in der Schule schlecht seid oder gar sitzen bleibt; doch von so einer Schande wollen wir lieber gar nicht sprechen.

Hier haben die Leute eine Menge zu essen und könnten noch viel mehr haben, wenn sie ein wenig fleissiger wären. Aber sie haben Taro (das sind so eine Art von Kartoffeln, welche sie sehr gerne essen), dann haben sie Bananen und Ananas und Kokosnüsse und andere Nüsse und Mandeln und auch eine Art Spinat und noch vieles sonst, man kann es kaum alles aufzählen; auch Brotfrucht, welche an den Bäumen wächst und wirklich ein wenig wie Brot schmeckt: es ist eine grosse runde grüne Frucht, wie ein grosser Apfel, man legt sie aufs Feuer, und wenn sie aussen gut angebrannt ist, schneidet man sie in Scheiben und isst sie. Das schmeckt gar nicht schlecht. Wir aber bekommen wenig Bananen, welche wir so gerne essen würden, weil die Leute hier sie lieber alle selbst essen. Manchmal werden auch Schweine geschlachtet, und dies ist dann immer ein grosses Fest. Und wenn ein Mann ein

Schwein geschlachtet hat, so hängt er nachher aus Stolz den Kiefer des Schweines an sein Haus, gerade so, wie wenn wir unsere schäfernen Stotzen an die Haustüre hängen würden. Sie essen auch grosse Käfer und grosse Maden, aber das finde ich unappetitlich und möchte es nicht selbst versuchen müssen. In einigen Gegenden haben sie früher auch Menschenfleisch gegessen, was entschieden abscheulich ist, und seit die Weissen gekommen sind, haben sie es an den meisten Orten aufgeben müssen; aber man sagt, dass in den hohen Bergen, wo die Weissen nicht gut hingehen können, immer noch Menschenfresser seien. Die Alten hier, welche in ihrer Jugend auch Menschen gefressen haben, schämen sich jetzt eher darüber.

Jetzt haben wir vier schwarze Diener, die sind so schwarz wie Kohle, und wenn sie sich auch noch so sehr waschen, so sind sie doch immer noch schwarz, nur die Handflächen und Fusssohlen sind hell. Einige waschen sich sehr gerne, andere aber nicht, und dann müssen wir sie wegschicken mit einem Stück Seife, und dann waschen sie sich schliesslich auch, und das ist darum auch nötig, weil sie keine Taschentücher haben, sondern eben alles an den Händen abwischen, nicht nur den Mund, sondern oft auch die Nase. Dann haben sie viele Läuse in den Haaren, die sind so dicht, dass man auch mit vieler Seife die Läuse nicht vertreiben kann. Aber ich glaube, es gefällt den Läusen sehr gut dort, denn man sieht sie nie herauskommen, und so muss man sie eben dort lassen. Aber manchmal, wenn es ihnen zu unangenehm wird – den Menschen nämlich – nehmen sie ein paar Ameisen und setzen sie sich in die Haare. Diese fressen die Läuse dann auf und wohnen ganz vergnügt in den Haaren – sind das nicht seltsame Haustiere? Oft aber, am Nachmittage, wenn sie nichts anderes zu tun haben, setzen sie sich in einer langen Reihe auf den Boden und lesen sich die Läuse ab; das sieht aus fast wie im Zoologischen. Sie bekommen von uns eine Wolldecke, mit der legen sie sich am Abend schlafen; aber sie erzählen sich immer noch eine Menge und müssen manchmal entsetzlich lachen, dazu rauchen sie, bis sie doch in Schlaf fallen. Am Morgen stehen sie aber immer sehr frühe auf und machen uns zeitig das Morgentrinken und schlagen Feuerholz und waschen unsere Kleider. Sonst haben sie nicht viel zu tun, und ich glaube, sie sind bei uns alle schon recht fett geworden, denn sie bekommen sehr viel zu essen. Sie haben nur ein kleines Tuch als Kleidung, und da hinein wickeln sie all ihre Schätze: Tabak und Zündhölzer und die Pfeifen und was sie sonst noch Kleines haben. Daneben haben sie aber auch noch Köfferchen, in denen sind ihre Sonntagstücher, hellrote und blaue und weisse, und je mehr einer solche Kleider hat, desto stolzer ist er, fast wie gewisse Damen bei uns zu Hause. Sie sind alle Christen, aber sie haben dennoch sehr Angst vor den Gespenstern, und sie sehen sie und hören sie nachts: und wenn wir sie auslachen, so werden sie böse und wollen gar nicht glauben, dass es wirklich keine Gespenster gebe.

Jeder Mann hat hier ein grosses besonderes Haus, in dem er seine Trommeln aufbewahrt. Es sind manchmal zwölf grosse ausgehöhlte Baumstämme, und auf denen können sie Telegramme absenden: wenn jemand gestorben ist, wenn sie Besuch bekommen haben, wenn sonst irgend etwas passiert ist; das hört man dann in den nächsten Dörfern und gibt die Zeichen weiter, so dass sie sehr schnell Nachrichten auf sehr weite Strecken senden können. Sonst sitzen die Männer fast den ganzen

Tag in diesen Häusern und rauchen und schwatzen und essen und vertreiben sich sonstwie die Zeit: denn da es hier so viele Früchte gibt, brauchen die Leute nicht viel zu arbeiten, um doch immer genug zu essen zu haben. Aber ich glaube, ich würde dieses Leben doch ein wenig langweilig finden, und so freue ich mich halt eben doch, wieder heimzukommen.»³

Anmerkungen

- 1 Felix Speiser: *Bei den Kannibalen*, Zürich: Orell Füssli, 1917.
- 2 Felix Speiser: *Im Duster des brasilianischen Urwalds*, Stuttgart: Strecker und Schröder, 1926, Vorwort, S. VII.
- 3 Zitiert nach *Basler Nachrichten, Sonntagsblatt*, 48. Jg., Nr. 40, 3. Oktober 1954.